



Projektions-Vorträge



Heft 191



Das deutsche Dorf



Vortrag zu 62 Lichtbildern

von

Ludwig Ahrens

Ed. Liesegang, Düsseldorf

1910.

Handreichungen
für
Volks- und Familien-Abende.

Herausgegeben
im Auftrage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts-
und Heimatpflege.

Heft 5.

Das deutsche Dorf.

Ein Vortrag zu einer Lichtbilderserie.

Von

Ludwig Ahrens.



Berlin SW. 11.

Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.

1910.

Die zu diesem Vortrage gehörige Lichtbilder=
Serie „**Das deutsche Dorf**“ (62 Bilder)
wird vom Lichtbilder = Verleih = Institut der
Deutschen Landbuchhandlung G. m. b. H.,
Berlin SW.11 verliehen. Leihgebühr 10 M.

(Näheres über das Lichtbilder = Verleih =
Institut auf der vierten Umschlagseite.)

Vorwort.

Der vorliegende Vortrag dürfte normalerweise etwa eine Stunde in Anspruch nehmen. Soll er in ein größeres Gemeindeabendprogramm eingeschaltet werden, so ist auch der zweite Teil geeignet, allein vorgetragen zu werden. Wenn aber andererseits dem Vortragenden daran liegt, die Ausführungen nach der einen oder anderen Richtung hin noch weiter auszubauen, etwa nach der geschichtlichen oder kulturgeschichtlichen, volkstümlichen oder künstlerischen Seite hin, so sei ihm als Quellennachweis folgende Zusammenstellung der bei der Ausarbeitung hauptsächlich benutzten Literatur an die Hand gegeben:

Robert Mielke, Das deutsche Dorf. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig.

Robert Mielke, Das Dorf. Handbuch zur künstlerischen Dorf- und Flurgestaltung. Verlag von Quelle und Meyer, Leipzig.

Chr. Ranz, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig.

Adolf Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig.

E. Rück und H. Sohreny, Feste und Spiele des deutschen Landvolks. Verlag der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin.

Auf jeden Fall dürfte es sich empfehlen, entweder innerhalb des Vortrages selbst oder am Ende der Ausführungen auf die besonderen örtlichen Verhältnisse des Heimatdorfes einzugehen. Der für Zwecke der allgemeinen Benutzung verfaßte Text, der sich bei dem reichen Stoffe ja überhaupt auf das Nötigste beschränken mußte und an die vorliegende Bilderreihe gebunden war, konnte diese Verhältnisse natürlich nicht berücksichtigen.

Auch die Einfügung einiger charakteristischer Bilder aus dem betreffenden Dorfe und seiner Umgebung wäre in Betracht zu ziehen und ist ohne große Umstände und Kosten zu ermöglichen. Gute photographische Aufnahmen sind ja vielfach vorhanden. Somit bietet ihre Anfertigung eine dankbare Aufgabe für Amateure, die sich heute wohl überall vorfinden. Die Herstellung der Glasbilder nach diesen Aufnahmen übernimmt die „Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H.“, Berlin S. W. 11.

(Die vorhandene Lichtbilder-Serie besteht aus 62 Bildern, die mit denselben Aufschriften wie im Text versehen sind. Von einigen Dörfern sind je zwei Bilder da, worauf sich die Bemerkungen: „1. Bild“, „2. Bild“ im Texte beziehen.)

Eine weite Reise ist es, die wir heute unternehmen wollen. Durch ganz Deutschland soll die Fahrt gehen, von der Waterkant bis ins Hochland, und da müssen wir schon bisweilen ein kleines Automobiltempo einschlagen. Wir wollen es aber doch nicht so machen, wie die modernen „Kilometerfresser“ im Automobil, die den Morgenkaffee in Hamburg einnehmen, zum Frühstück in Hannover sind, in Kassel zu Mittag essen und das Abendbrot in Frankfurt am Main verspeisen. Für diese Sausebolde bedeutet ein Dorf, das ihnen in den Weg kommt, nur ein recht ärgerliches Verkehrshindernis, und sie geben ihrem Abscheu ja auch meistens durch Skandal, Stank und Staub einen kräftigen Ausdruck. Wir wollen es anders und, wie ich meine, besser machen. Wir wollen unsere rasche Fahrt gerade da ruhig einmal unterbrechen, wo uns in Dorf und Flur etwas Besonderes auffällt, und wollen sehen, ob wir so nicht einen Begriff davon erhalten können, wie in den verschiedenen Gegenden des deutschen Vaterlandes das deutsche Dorf sich darstellt. Und wenn wir dann bei einem Vergleiche sehen, daß der deutsche Bauer sich sein Nest überall gerade so ausgebaut hat, wie es unter den gegebenen Verhältnissen am besten ist, so werden wir finden, daß für jede Gegend der plattdeutsche Spruch zutrifft: „Nord, Süd, Ost, West — To Hus is't Best.“

I.

Bevor wir aber nun die einzelnen Bilder an uns vorübergleiten lassen, wollen wir versuchen, uns das Werden und Wesen des deutschen Dorfes überhaupt in seinen Grundzügen klar zu machen.

Tiefes Dunkel liegt über den ersten Anfängen des deutschen Dorfes ausgebreitet, die weit, weit in die Vorzeit zurückreichen. Ehrwürdige Zeugnisse von diesen vorgeschichtlichen Siedelungen haben wir in den sogenannten

Hausurnen, die man hier und da aus der Erde gegraben hat. Unsere Vorfahren bargen bekanntlich die Aschenreste der verbrannten Leichen in großen Tongefäßen, sogenannten Urnen, die dann der Erde übergeben wurden. Die Hausurnen sind nun nicht von runder Form, wie die meisten übrigen, sondern haben die Gestalt eines Hauses mit hohem, steilem Dach, wie wir es noch heute beim niederländischen Bauernhaus vorfinden, und wir können in ihnen vielleicht die Urform des deutschen Bauernhauses erblicken. Sonst geben uns aber auch diese Hausurnen noch wenig Aufschluß über die ersten Siedelungen, über denen die Wipfel der germanischen Urwälder geheimnisvoll rauschten und brausten. Das Dunkel der Vorzeit lichtet sich erst einigermaßen etwa seit der Zeit von Christi Geburt, wo die Römer unserem Vaterlande ihre ersten Besuche abstatteten, teils als friedliche Reisende, teils mit bewaffneter Macht und in feindseliger Absicht. Unter diesen römischen Herren gab es bedeutende Schriftsteller, auf die wir uns schon einigermaßen verlassen können, und die uns manche wertvolle Nachrichten über unsere bäuerlichen Vorfahren aufgezeichnet haben. Freilich scheinen sie sich in manchen Dingen geirrt zu haben, was man ihnen aber nicht so übelnehmen kann, wenn man sieht, wie viele deutsche Volksgenossen noch heute von ländlichen und bäuerlichen Verhältnissen die merkwürdigsten Anschauungen haben. Als eine zuverlässige Nachricht können wir wohl die folgende Stelle aus dem Buche des Schriftstellers Tacitus über Deutschland ansehen. Tacitus sagt von den alten Deutschen: „Sie und da zerstreut hausen sie weit voneinander, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Feld, eine Waldung behagt. Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise an, daß die Gebäude aneinanderstoßen und zusammenhängen; jeder umgibt vielmehr sein Haus ringsum mit einem freien Platze, entweder zum Schutze gegen Feuergefahr oder vielleicht auch, weil sie des Bauens wenig kundig sind.“

Dorf und Einzelhof, diese beiden Hauptformen der bäuerlichen Siedelungen können gleicherweise mit der eben angeführten Stelle gemeint sein, und es ist wohl an-

zunehmen, daß sie zur Zeit des Tacitus, also im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, schon nebeneinander bestanden haben, wie es ja heute noch der Fall ist.

Die Gelehrten sind sich noch nicht darüber einig, ob es zu allererst lauter Einzelhöfe gegeben hat, die sich später zu Dörfern zusammenschlossen, oder ob sich aus dem Dorfverbande erst die Einzelhöfe losgelöst haben. Wir wollen sie streiten lassen und uns an das halten, was heute die Mehrzahl von ihnen als feststehend annimmt und was für das Verständnis der heutigen Dorfanlagen wichtig ist.

Sehen wir uns zunächst das eigentliche Dorf an, d. h. diejenige Siedlungsform, die auf deutschem Boden die weiteste Verbreitung gefunden hat! Das Wort Dorf ist stammverwandt mit dem lateinischen Worte „turba“, zu deutsch „Haufe“, und darin liegt schon angedeutet, daß wir es hier mit einer Anhäufung von Gehöften zu tun haben. Und so ist denn auch das deutsche Dorf eine Ortschaft mit nahe aneinander liegenden Gehöften, die nur durch den eingezäunten Hofraum, aber nicht durch das zugehörige Ackerland getrennt sind. Es war ursprünglich angelegt für etwa 10—30 Familien, die durch gemeinsame Abstammung mit einander verbunden waren. So kommt es, daß wir heute noch oft einen und denselben Namen innerhalb eines Dorfes vielfach vertreten sehen, so daß man die einzelnen Träger dieses Namens mit besonderen Beinamen versehen muß, um sie nicht miteinander zu verwechseln. Beispielsweise erzählte die „Deutsche Dorfzeitung“ einmal von einem westpreussischen Dorfe mit 200—250 Seelen, in dem nicht weniger als 16 Familien den Namen „Hinz“ führen. Den einen Träger dieses Namens nannte man Barghinz, weil er auf dem Barge (Berge) wohnt. Andere nennt man nach ihren Vorgängern Liedtkehinz, Neuberhinz und Hinztordehinz. Ein Hinz machte seinerzeit Sensenstriche und wird danach Strichhinz genannt. Nach ihrer Beschäftigung benannt sind auch Höferhinz und Klempnerhinz. Ferner gibt es einen Endhinz, weil er am Ende des Dorfes wohnt, Malchenhinz, weil seine Frau Malchen heißt, Sulanerhinz, der

bei den Ulanen gedient hat, Scholzehinz, weil er Gemeindevorsteher oder Dorfschulze war, Drachebergerhinz, weil er auf dem Drachenberge wohnt. Der Großhinz führt seinen Beinamen davon, daß er so groß ist, der Heischehinz heißt so, weil er ein Häuschen besitzt und der Junghinz ist der jüngste aller Hinz.

Doch das nur nebenbei! Kehren wir nun zu unserer Dorfanlage zurück. Wir haben gehört, wie das Dorf aus einer Reihe von Gehöften bestand. Diese lagen ziemlich planlos durcheinander, wie es uns schon Tacitus berichtet hat. Eine regelmäßige Dorfstraße ist vielfach gar nicht vorhanden. Immerhin gibt es aber auch im deutschen Urdorfe schon einen Mittelpunkt, den *Dorfanger*, wo häufig unter hohen Bäumen die Gerichtsstätte sich befand, der aber auch die bevorzugte Stätte der dörflichen Lust, der Tänze und fröhlichen Spiele war. Wir werden diesen Anger noch näher kennen lernen. Ursprünglich war nun aller Grund und Boden des Dorfes Gemeineigentum. Nur die Hofstelle und der Garten waren Sondereigentum der Familie. Die gemeinsame Flur zerfiel in zwei Teile. Der erste dieser Teile war das Ackerland. Dieses war je nach den Bodenverhältnissen in mehrere Abschnitte, die sogenannten Gewanne geteilt, und in jedem Gewann besaß wiederum jede Hofstelle ihren Anteil, der ihr zur Nutzung überwiesen war. Alle Anteile zusammen ergaben die „Hufe“, die so groß war, daß eine Familie davon leben konnte, also je nach der Güte des Bodens 20 bis 40 Morgen, mitunter sogar noch mehr. Die zerstreute Lage der einzelnen Hufenanteile in den verschiedenen Gewannen bezeichnet man als Gemengelage. Aus ihr ergibt sich der sogenannte Flurzwang, d. h. die Festsetzung der Bestellungs- und Erntearbeiten auf den einzelnen Gewannen, die ja notwendig war, weil besondere Zufahrtswege nicht bestanden und somit einer auf den anderen Rücksicht nehmen mußte. Daß dieser Flurzwang nicht zu Unannehmlichkeiten führte, war in der einfachen Bewirtschaftungsweise begründet, der Dreifelderwirtschaft, bei der regelmäßig ein Teil der Flur mit Wintergetreide, ein anderer mit Sommergetreide bestellt wurde

und der dritte als Bruchweide liegen blieb. Zu dem gemeinsamen Ackerlande kam dann als zweiter großer Teil des Bodenbesitzes die Allmende, die aus Wald, Weide, Wiesen, Wegen, öffentlichen Plätzen, ferner den Seen, Flüssen, Sandgruben, Steinbrüchen, kurz aus allen Geländen bestand, die weder zum Ackerlande noch zur Hofstätte gehörten. Infolge dieser Einteilung der Gemeindegeländereien, die lange Zeit einheitlich blieb, weil sie nur auf einstimmigen Beschluß aller Dorfgenosfen verändert werden konnte, ist die Feldflur wie ein bunter Teppich hergerichtet worden. Reichte die Ackerfläche für die angewachsene Dorfgemeinde nicht mehr aus, dann wurde ein neues Stück des Dedlandes aufgeteilt und angebaut, und auf diese Weise wurde das Bild noch immer bunter, besonders entstanden auf den mit Sorgfalt überwachten Grenzrainen, die ursprünglich allerdings fehlten, und auf den kleinen Zwischenresten des natürlichen Bodens viele kleine Gebüsche, Baumgruppen und Hecken, die den Vögeln und der kleinen Tierwelt Schutz gewährten und das Auge erfreuten.

Erst die Verkoppelungsgesetzgebung der Neuzeit, deren Durchführung wir ja noch zum großen Teile selbst mit erlebt haben, und die in manchen Dörfern noch heute nicht ihr Ziel ganz erreichen konnte, hat dieser alten germanischen Flureinteilung ein Ende bereitet. Und das mußte sein, weil der neuzeitliche Landwirtschaftsbetrieb sich mit der alten Gemengelage nicht mehr vertrug. Zu bedauern ist es nur, daß dabei vielfach zu weit gegangen wurde, daß viele schöne und als Niststätten für insektenvertilgende Vögel überaus nützliche Gebüsche und Hecken, die dem Geometer vors Lineal kamen und seine schöne gerade Linie störten, beseitigt wurden. Und vor allem ist es zu beklagen, daß die Reste der alten Allmende bei dieser Gelegenheit meist aufgeteilt wurden in Bruchstücke, die jetzt dem Einzelnen wenig nützen, die aber in der Hand der Gemeinde von unschätzbarem Werte waren. Das gilt besonders vom Walde! Erst in den letzten Jahren hat man eingesehen, welche Fehler bei der Verkoppelung begangen wurden, und nun bemüht man sich, alte Sünden

gut zu machen, die Allmenden zu erhalten oder wieder neu zu schaffen, und auch den schattenspendenden Mistgelegenheiten läßt man wieder ihr fröhliches Wachstum zu Nutz und Freude aller.

Die eben geschilderte Dorfanlage ist die volkstümliche deutsche Siedlungsform des *H a u f e n d o r f e s*, die ursprünglich überall da zu finden war, wo deutsche Stämme auf deutschem Boden saßen. Eine andere Form des Dorfes, das *R e i h e n -* und *S t r a ß e n d o r f*, das in den Gebieten, die später von Deutschen besiedelt wurden, besonders zur Geltung gekommen ist, werden wir gleich noch kennen lernen. Vorher wollen wir uns aber noch einen Augenblick mit dem Einzelhofe beschäftigen, der einerseits im Nordwesten Deutschlands, in Hannover, Oldenburg, Westfalen, in der nördlichen Rheinprovinz, andernteils aber auch in den Alpengegenden große Verbreitung gefunden hat. Auch die Einzelhöfe schließen sich zum Teil lose zu Ortschaften zusammen. Es besteht aber kein Gemengelage, sondern jeder Hof liegt innerhalb der ihm zugehörigen Ländereien. Er ist mit Wällen und Hecken, oder Gräben und Buschstreifen umzogen, und selbst da, wo mehrere Einzelhöfe eine Gemeinde bilden, sind sie äußerlich kaum als geschlossene Ortschaft zu erkennen.

Den Grund, warum die deutschen Bauern hier in Dörfern, dort auf Einzelhöfen sich ansiedelten, kennt man noch nicht genau. Zum Teil mögen es Stammeseigentümlichkeiten gewesen sein, vielfach hat man aber wohl deshalb gerade die eine oder andere Siedlungsform gewählt, weil sie für die betreffende Gegend am geeignetsten und zweckmäßigsten war.

Das *Haufendorf* und der *Einzelhof* sind uralte Anlagen. Auch die sogenannten *W e i l e r*, das sind kleine regellos eingeteilte Ortschaften mit 3—6 Hofstellen, dürften aus der ältesten Zeit stammen.

Aber das Volk wuchs, und bald reichten die alten Wohnstätten nicht mehr aus. Daher mußte ein Teil des Volkes die alte Heimat verlassen, um sich auf dem noch reichlich vorhandenen *Nedland* eine neue zu schaffen.

Die Fürsten begünstigten diese Neusiedelungen, und unter ihrer Leitung wurde nun den neuen Dörfern von vornherein ein bestimmter regelmäßiger Plan zugrunde gelegt. Die Gehöfte wurden in einer langen Reihe errichtet und standen auf dem einen Ende des zugehörigen Landes, das sich in langen gleichmäßigen Streifen, den sogenannten Königs-, Wald-, Hagen- oder Marschenhufen hinter ihnen ausdehnte. Oft lagen auch wohl zwei solcher Gehöftreihen um den Acker herum. Die Bildung solcher *R e i h e n d ö r f e r*, wie man sie nennt, können wir heute noch beobachten an den Fehnkolonien in den nordwestdeutschen Mooren.

Noch ein zweiter Weg stand den Volksgenossen offen, denen die alte Heimat zu enge wurde. Das war derselbe Weg, auf dem seit einigen Jahrzehnten wieder Tausende von deutschen Bauern einer hoffnungsreichen Zukunft entgegenwandern.

„Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir ziehn;
Wohl über die grünen Heiden!
Dort wird das Glück uns blühen.“

So erklangen schon während des Mittelalters die Lieder deutscher Ansiedler, die von den Fürsten oder dem deutschen Orden in den von Slawen bewohnten und dünn besiedelten deutschen Osten, nach Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Sachsen, Schlesien, Posen, Preußen herbeigerufen wurden. Holländer und Flamländer, Westfalen, Ostsachsen, Holsten, Franken, Bayern, Schwaben und Hessen folgten diesem Rufe.

In den unterworfenen slawischen Gebieten fanden die Ansiedler zwei alte slawische Dorfformen vor. Einmal das *R u n d d o r f* oder den *R u n d l i n g*, bei dem die Häuser im Kreise oder Rechtecke mit dem Giebel nach dem Dorfplatze zu liegen. Und dann das *S t r a ß e n d o r f* mit einer regelmäßigen, graden und kurzen, aber angerartig breiten Dorfstraße, an welche die Gehöfte zu beiden Seiten in gedrängter rechtwinklig gestellter Reihe anstoßen. Die Form dieser Ortschaften wurde von den Deutschen meist beibehalten, doch wurde die Flur nach

deutscher Sitte neu eingeteilt. Entweder wurde sie in die volkstümlichen deutschen Gewanne umgelegt, oder es wurden die neueren streifenförmigen Hufen gebildet. Wo neue deutsche Dörfer entstanden, legte man sie von vornherein fast immer als Straßendorf an.

Ob ein Dorf ein altes deutsches Urdorf ist oder aus der Kolonisationszeit stammt, erkennt man oft schon an den Namensendungen. In den Namen der alten Dörfer erkennt man den Ursprung aus einer Familiensiedlung an den Endungen auf „ingen“ oder „ungen“, „heim“ oder „leben“, während andere Endungen auf die alten Dertlichkeiten hindeuten, wie „lohe“ und „lage“ auf den Wald, „a“, „ach“ und „au“ auf das Wasser, ebenso „bach“ und „beck“, „born“ und „brunnen“, usw. Den neueren Dörfern hat man dagegen gern Namen gegeben, deren Endsilben darauf hindeuten, daß sie durch Rodung von Neu-land entstanden sind, so z. B. „reut“, „rode“, „ried“, „brand“, „schlag“ usw.

Was für eine reiche Fülle von Gestalten ist es doch, unter denen uns das deutsche Dorf bisher entgegengetreten ist als Einzelhof, Hausendorf, Weiler, Reihen-, Straßen- und Rundlingsdorf! Diese große Mannigfaltigkeit wird nun aber noch vermehrt, wenn wir uns die einzelnen Gehöftanlagen und Bauernhäuser innerhalb der einzelnen Dörfer ansehen. Zwar gibt es in der Hauptsache nur zwei große Gruppen von Hausformen, eine niederdeutsche Gruppe, zu der im wesentlichen das niedersächsische und friesische Haus gehören, und eine oberdeutsche, der alle übrigen Formen angehören. Bei dem niederdeutschen Hause ist besonders bemerkenswert, daß alle Räume der Wohnung sowohl wie der Wirtschaft in einem einzigen ursprünglich einräumigen und durch feste Wände nicht getrennten Gebäude zusammenliegen. Die oberdeutschen Häuser dagegen haben als besonderes Merkmal, daß die Wohnung von den Wirtschaftsräumen streng gesondert ist, obwohl auch das oberdeutsche Haus bisweilen die verschiedenen Räume unter einem Dache zusammenfaßt, ohne daß aber im übrigen die Trennung dabei aufgegeben wird.

Aber diese beiden Hauptformen des Bauernhauses haben durch Einflüsse der verschiedensten Art eine ungemein reiche und eigenartige Ausgestaltung gefunden und machen dadurch das Bild des Dorfes überaus bunt und vielgestaltig, wovon wir uns später durch den Augenschein überzeugen wollen.

Da müssen wir zuerst der Stammeseigentümlichkeiten gedenken, die ja überall im Leben des deutschen Gesamtvolkes eine so große Rolle spielen. So baute der stolze und in sich gefehrte Niedersachse sein einsames Haus mit mächtigem, fast auf dem Erdboden beginnenden Dache und umschloß in diesem Hause seinen ganzen Wirtschaftsbetrieb, wobei er über seine Tür oft die deutliche und wenig höfliche Inschrift setzte: *Blif buten, edder ick smit di up de snuten!* Den zugänglichen Sinn des Mitteldeutschen erkennt man auch schon am Aeußeren seines einladend an der Dorfstraße liegenden Gehöftes, und bei dem derben lebenslustigen Oberbayern entwickelte sich das breitgelagerte mit schöner Malerei und künstlerischem Schnitzwerk verzierte Gebirgshaus.

Verstärkt werden diese Unterschiede und ihr Einfluß auf das Haus durch die verschiedenen Schicksale, denen die deutschen Landschaften in den politischen Ereignissen des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte verfielen. Wo häufig wiederkehrende Kriege die Landschaften verwüsteten, wo der Landmann in steter Sorge um Haus und Hof, Leib und Leben sich und seinem Vieh die oft zerstörte Behausung nur notdürftig und kärglich wieder aufbaute, um sie beim nächsten räuberischen Ueberfall der Landesfeinde abermals in Flammen aufgehen zu sehen, da konnte sich die Bauart natürlich nur schwer oder gar nicht zum Bessern entwickeln.

Die verschiedene Stellung des Bauern in Recht und Sitte kam weiter hinzu. Nicht überall konnte er die alten Freiheiten und Rechte bewahren. Fürsten und Grundherren, weltliche und geistliche Gewalten haben ihn lange Zeit schwer bedrückt. In einigen Gegenden mehr, in anderen weniger; und auch dadurch kam es, daß sich die Bauernhäuser je nach der besseren oder schlechteren

Lage des Bauern verschiedenartig ausgestalteten. Es ist kein Zufall, wenn wir heute noch in den Marschländern der Nordsee und in den Tälern der Alpen die behäbigsten Bauerngehöfte stehen sehen, haben sich hier doch die alten freien Bauern am erfolgreichsten gegen die Unterdrückungen gewehrt.

Daneben wirken ferner an der Herausbildung der verschiedenen Hausformen die Unterschiede der Lebensweise, wie sie aus Klima und Bodenbeschaffenheit und den darauf begründeten wirtschaftlichen Verhältnissen hervorgehen. Ob Viehzucht vorherrschte oder Kornanbau, ob Wein- oder Obstbau oder Waldwirtschaft, alles erforderte beim Bau des Hauses Berücksichtigung. Breit und behäbig konnte der Bewohner der norddeutschen Ebene sein Haus bauen, wie es ihm gefiel. Vor den Stürmen, die vom Meere her brausten, schützte er es mit einem gewaltigen, warmen Strohdache, das er ihm wie eine mollige Kappe tief übers Gesicht zog. Sorgfältiger und sparsamer mußte dagegen der Gebirgsbewohner Mitteldeutschlands seinen Platz ausnutzen, und so kam man hier dazu, ein Geschosß auf das andere zu setzen und die Häuser in dichten Reihen nebeneinander zu stellen. Das Hochgebirge führte wiederum dazu, die Gehöfte weit auseinander zu legen, dahin, wo gerade ein passender Bauplatz sich bot, und mit weit vorspringendem starken und flachen Holzdach schützte sich der Alpenbauer gegen Steinschlag und Lawinensturz von den ragenden Bergen.

Einen ganz bedeutenden Einfluß endlich mußte das Baumaterial ausüben, das dem Bauern beim Bau seines Hauses zur Hand war. Wie die ersten Häuser wohl sicher aus dem Holze des deutschen Urwaldes gezimmert wurden, so finden wir noch heute in waldreichen Gegenden das Holz als Hauptbaustoff verwendet. Da gibt es ganze Holzhäuser, Holzdächer, Fachwerkhäuser, Häuser mit Bretter- und Schindelverschalung. In Gegenden, wo das Holz seltener und teurer ist, spielen andere Baustoffe die größte Rolle. So sind z. B. auf den friesischen Inseln die Häuser ganz aus Backsteinen gemauert. Im Schiefergebirge gibt es schieferbekleidete Häuser und

Schieferdächer. In Norddeutschland wird hauptsächlich Stroh oder Rohr als billiges und praktisches Dachdeckungsmaterial gebraucht, das immer zur Hand ist, usw.

Haben wir uns bis jetzt hauptsächlich damit beschäftigt, wie das Dorf äußerlich geworden ist, so wollen wir nun noch einen kurzen Blick werfen auf sein inneres Wesen.

Das Leben des Dorfes ist im Laufe der Jahrhunderte mannigfachen Veränderungen unterworfen worden, indem aus den ursprünglich freien Bauern mehr oder weniger schwer bedrückte und geknechtete Hörige wurden, die erst durch das große Werk der Bauernbefreiung wieder volle Freiheit und Rechte gewannen. Wir können uns dabei aber heute nicht aufhalten, denn die Geschichte des deutschen Bauernstandes würde schon allein ausreichen, um uns einen ganzen Abend zu fesseln. Alle Wechselfälle seines Geschickes haben aber bis in die Neuzeit den echten deutschen Bauerncharakter nicht verändern können. Wie die Landschaft, die ihn umgibt und mit der er verwachsen ist, im Grunde immer dieselbe bleibt trotz aller Eingriffe von Menschenhand, so ist auch der Bauer in tiefster Seele ein Freund der Beharrung.

„Es ist“, so sagt einer der besten Kenner des deutschen Bauern, „immer wieder der Gedanke: „Wi willt et man bi'n Olen laten!“, der im breiten Strom sich durch die Sprichwörterwelt Niedersachsens und wahrscheinlich auch durch die anderer Gegenden hindurchzieht. Verehrung alles Alten, alter Zeiten und alter Sitten, und Abneigung vor allem Neuen, das ist Bauernart.“

Und diese beharrliche Bauernart, die ja freilich auch oft ihre Nachteile hat, wie z. B. starre Rechthaberei und übertriebenen Standestrotz, hat dem ganzen Dorfleben seinen Charakter aufgeprägt. Bemerkenswert dafür ist vor allem die hohe Verehrung, die der Hof genießt. Mögen die Geschlechter in noch so großer Zahl aufeinander folgen, wie es der Lauf des Lebens mit sich bringt, unverrückt bleibt der Hof im Wandel der Zeiten der Mittelpunkt des Familienlebens. Das geht sogar so weit, daß auf den westfälischen Einzelhöfen derjenige, der in einen

solchen Hof hineinheiratet oder ihn sonst irgendwie erwirbt, seinen Familiennamen hinter dem Hofnamen zurücktreten lassen muß. Seine Vergangenheit als Einzelperson verschwindet, der alte Hof hat ältere Rechte. Am Hofe hingen überhaupt die alten Dorfrechte, und der Besitz eines Hofes war die Vorbedingung zur Teilnahme an der Gemeindeversammlung. Sorgfältige Bestimmungen wachten darüber, daß diese Rechte nicht verletzt wurden. Wie die Umzäunung des Hofes selbst den grundherrlichen Beamten den Zutritt nicht ohne weiteres gestattete, so legten sich diese Bestimmungen wie ein schützender Wall um die Hofrechte.

In seinem Hause war der deutsche Bauer Herr. Hausfriedensbruch wurde sehr streng bestraft, ja, es bestand in Nord- und Süddeutschland das Recht, den Eindringling zu töten. „Ich frage,“ so heißt es in dem Recht der niederländischen sieben freien Hagen, „wenn einem gewalt geschähe in dem seinen, es wäre bey tage oder nacht, und denselben übermannte, der solches täte, wie er mit demselben verfahren sollte? Wann solches sollte geschehen, so soll der hauswirt denselben tot schlagen und unter dem jülle ein Loch durch graben und ziehen den thäter darunter durch und hauen dem haushahnen den Kopf ab und legen ihn dem getöteten auf die Brust oder einen drei örden schilling, damit soll er gebessert sein.“

Aber so selbstherrlich der Bauer auf seinem Hofe schaltete, so war er doch andererseits einer strengen, durch die Jahrhunderte ausgebildeten Dorfordnung unterworfen. Und so selbstgenügsam sich das Leben innerhalb der Familie abspielte, so entfaltete sich auch ein reiches g e m e i n s c h a f t l i c h e s D o r f l e b e n.

Mit dem öffentlichen Leben war der Bauer durch die Gemeindeverhältnisse, in denen er mitzureden hatte, verbunden. Es fanden in dieser Hinsicht mancherlei Wahlen statt: für den Posten des Gemeindevorstehers, der Dorfgeschworenen, der Vertrauensmänner, die über die Flurgrenze zu wachen hatten usw. Namentlich das letztere Amt war zur Zeit, als es noch keine Katasterkarten gab, ein sehr wichtiges und verantwortungsvolles. Die G r e n z =

begehungen waren eine öffentliche Amtshandlung, die regelmäßig alle Jahre wiederholt wurde und mit besonderen Feierlichkeiten verbunden war. In Hameln wurde solche Grenzbegehung z. B. kurz vor oder nach Michaelis, wenn die Felder frei waren, abgehalten. Dabei gingen die Knaben mit, und wer von ihnen nur einen Schritt auf nachbarliches Gebiet tat, erhielt nach altem Brauche eine schallende Ohrfeige, um sein Leben lang für den Lauf der Grenze als Zeuge dienen zu können. An diese eigentliche „Grenzbeziehung“, wie man sie nannte, schloß sich ein festlicher Ball. — Im Mittelalter waren furchtbare Strafen für Grenzfrevler angesetzt. So heißt es in einem alten Gesetzbuche aus der Moselgegend: „So jemand so vermessen sei, der Marksteine ausackerte oder grübe, den soll man bis an den Gürtel in die Erde graben, und soll ihm mit einem Pflug durchs Herz fahren, damit soll ihm genug und recht geschehen sein.“

Die Teilnahme am Dorfgerichte war eine der wichtigsten öffentlichen Berrichtungen der vollberechtigten Dorfbewohner, ehe eine einheitliche Ordnung des Gerichtswesens durch die Landesherren erfolgt war. Das Gericht, bestehend aus dem Schultheiß und den erwählten Schöffen, sackelte nicht, wenn es galt, Missetäter zu bestrafen, und der Dorfanger hat nicht selten die Stätte blutiger Sühne sein müssen. Wie grausam bisweilen die Strafe war, haben wir eben gehört.

Wir erwähnten den Dorfanger und kommen damit an den Mittelpunkt des öffentlichen Dorflebens, der sich schon in den alten Hausendörfern findet. Auf ihm grünt die Dorflinde, unter deren schattigem Dache nicht nur die Stätte des Dorfgerichts, vielfach von einem steinernen Gehege umgeben, sich befand. Auf ihm versammelte sich auch die ganze Gemeinde, wenn es galt, gemeinsame Dorfangelegenheiten zu besprechen, wie Bau und Veränderung von Wegen, Triften, Brücken und Gräben, Verkäufe, Bestellungen usw. Und außerdem diente der Anger zu gemüthlichen Morgensprachen, in denen zwanglos über dies und das geplaudert wurde, was besonders am Schlusse des Gottesdienste üblich war, da in

christlicher Zeit naturgemäß die Kirche sich auf dem Anger, dem Mittelpunkte des Dorfes, erhob.

Und die Stätte der fröhlichsten Dorflust war der Anger. Da sang und klang es den ganzen Sommer hindurch bei all den festlichen Gelegenheiten, die sich im Laufe des Jahres ergaben und gründlich ausgenutzt wurden.

„Im Frei'n kann die Jugend ihre Freude
wieder finden
Wir woll'n den Sommer feiern bei der Linden,
Die voll von neuem Laube hangt.
Ihr Wipfel prangt
Im Grünen.
Gold ist der Mai erschienen.“

So heißt es in einem alten dörflichen Tanzliede, das den Beginn des Sommers feiert, der ja vom Landbewohner besonders freudig begrüßt wird. Und wie mit dem Sommerbeginn, so verknüpften sich mit allen Vorgängen in der Natur und im dörflichen Leben wie auch mit den religiösen Festen sinnige Bräuche und frohe Feiern, deren Hauptschauplatz stets der Anger war. Prof. Rück hat uns in einem trefflichen Buche* all diese schönen Feste und Spiele des deutschen Landvolkes anschaulich vor Augen geführt, und wir können nur wünschen, daß den jetzigen Dörfern die Quellen der Freude, die Jahrhunderte hindurch aus ihnen geflossen sind, wieder reichlicher zu sprudeln beginnen.

War der Winter hereingebrochen, so zog sich das gesellige Leben selbstverständlich mehr ins Innere der Häuser zurück, wo es aber nicht minder kräftig sprühte. Besonders waren die *S p i n n s t u b e n* die Gelegenheit, bei munterer Arbeit allerlei Kurzweil zu treiben. Da tauchten dann auch die alten Sagen und Spukgeschichten aus dem Schoße der Vergangenheit auf, die oft so schauerlich klangen, daß ein schönes altes Volkslied die Gemüter erst wieder beruhigen mußte.

Wie bei Tanz und heiterem Spiel die Dorfgesossen vereint waren, so hielten sie auch in Not und Gefahr treulich zusammen. Ein schönes Beispiel dafür aus einem

* Siehe das Vorwort.

weötfälifchen Dorfe fei nur erwähnt, wo kurz nacheinander Mann und Frau mit Hinterlaffung zweier unmündiger Kinder und ohne Verwandtschaft ftarben. Da traten die Bauern zufammen und übernahmen der Reihe nach ohne Entgelt sämtliche Feldarbeiten bis zur Volljährigkeit der Kinder.

Freiwillige Unterordnung unter eine Gefamtheit, das ift überhaupt der fchönfte Zug im dörflichen Leben, der tief begründet ift in der Entftehung des Dorfes aus der alten Familiensiedelung und in den alten gemeinfamen Interelfen an Grund und Boden, an Sitte und Brauch der Heimat.

Zu den Nachbarbörfen entfpann fich oft ein freundschaftliches Verhältnis. So feierte die Gemeinde Borne im Kreife Zauch-Belzig das Feft der Grenzbeftichtigung gemeinfam mit der Nachbargemeinde; die Familien der einen Gemeinde kamen auf gefhmückten Wagen mit Weib und Kind zu der anderen, die das Feft gab. Nicht immer konnte man fich freilich fo gut vertragen, und zwifchen vielen Ortichaften befteht eine hiftorifche Feindschaft, die fich in allerlei Schimpf- und Neckworten Luft macht und deren Grund oft gar nicht mehr bekannt ift. So z. B. beftand eine folche Feindschaft zwifchen vielen Rheindörfen und den mehr landeinwärts gelegenen Nachbarorten. Die Bewohner der erfteren trugen den Spitznamen „Rheinschnaken“, während diefe ihre ackerbautreibenden Nachbarn mit „Karft“, die Nachbarn in den Walddörfen aber mit „Kuckuck“ anredeten. Und kein Kuckuck, fo wird berichtet, hätte es wagen dürfen, eine Rheinschnake zur Frau zu begehren, fo erbittert war die Feindschaft.

Nirgends wohl in anderen Ländern ift das dörfliche Leben fo reich an den verfhiedenartigften Beziehungen wie im deutichen Lande, wo alle Bevölkerungsftufen vom Arbeiter und kleinen Bauern bis zum Großbauern und Gutsbefitzer in enger Gemeinfchaft nebeneinander wohnen, wie es Reuter in feiner „Stromtid“ fo fchön gefchildert hat. Möge dies Dorfleben ftets in alter Frifche erhalten bleiben!

II.

Doch nun wollen wir unsere eigentliche Wanderung beginnen und uns zunächst einmal die beiden Hauptformen der deutschen Siedelung: den Einzelhof und das Dorf, ansehen.

Der Einzelhof, der meist ungemein stimmungsvoll inmitten seiner Ländereien liegt, drückt vielleicht die stolze, selbstbewußte und selbstgenügsame deutsche Bauernart am wirkungsvollsten aus. Unser Bild

Stindstedt bei Geestemünde

stellt einen solchen Einzelhof aus Nordwestdeutschland dar. Dieser Teil unseres Vaterlandes ist bekanntlich besonders reich an derartigen Hofanlagen, und außerdem finden wir sie vorwiegend im Alpenlande.

Aus der Gegend, wo das erste Gehöft steht, stammt auch das zweite Bild

Seedorf bei Zeven (1. Bild).

Und wenn wir uns nun ansehen, wie dies Gehöft an dem alten mit großen Bäumen bestandenen Landwege liegt,

(Seedorf bei Zeven [2. Bild],)

der sich fern am Horizont geheimnisvoll in der Heide verliert, so wird die malerische Stimmung noch erhöht. Kilometerweit ziehen sich oft solche aus Einzelhöfen bestehende Ortschaften hin, die die Neigung des Deutschen zur Absonderung kennzeichnen. Ein altes Weistum, d. h. eine Gesesammlung, aus Westfalen veranschaulicht ganz hübsch diese Scheu vor allzu naher Nachbarschaft. Es heißt darin:

„Sofern jemand vorhat, ein neues Haus zu zimmern, wo vorher keins gestanden, so soll er mit dem Bau von anderer Leute Grunde so weit weg bleiben, als eine zahme Feldhenne in einem Fluge in der Länge fliegen kann, oder in Mannestritten gerechnet etwa 300 Schritte.“

Diese Neigung zu weiträumiger Bebauung war ursprünglich auch in der ältesten Form des eigentlichen Dorfes, dem **H a u f e n d o r f**, vorhanden, das sich haupt-

fächlich vorfindet in Teilen von Schleswig-Holstein, Osthannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen, im südlichen Westfalen und Rheinland, endlich in einigen Gebieten Süddeutschlands und Oesterreichs. Doch haben Zweckmäßigkeitsgründe, namentlich im Gebirgslande, bald dazu geführt, die Häuser enger aneinander zu rücken, um den wertvollen Boden besser auszunutzen.

Ein solches Hausendorf zeigt uns das Bild aus
Borneburg bei Bebra (Hessen-Nassau).

Wie freundlich hier die in fränkischer Bauart gebauten Häuser aus dem Grün der Bäume hervorlugen, überragt von dem stattlichen Turme der Kirche, der die weichen Linien der Berge wirkungsvoll unterbricht.

Die Kirche ist auch der alles beherrschende Mittelpunkt in

Rothenstein a. d. Saale

(Sachsen-Weimar-Eisenach)

wo wir das Zusammendrängen der Gehöfte sehr schön beobachten können. Das Dorf bekommt dadurch schon einen ziemlich stadthähnlichen Charakter.

Noch mehr kommt dieser Charakter zur Geltung auf dem Bilde aus

Illingen bei Pforzheim (Baden).

Das sieht schon ganz aus, wie eine kleine Stadt, wenn auch die landwirtschaftlichen Geräte und das große Einfahrtstor im Vordergrund die dörfliche Art noch erkennen lassen.

Namentlich wo ein reges gewerbliches Leben herrscht, hat sich natürlich auch das alte Dorfbild den veränderten Verhältnissen anpassen müssen. Das braunschweigische Dorf

Zorge im Südharz

mag uns als Beweis dafür dienen. Aber wie schön ist doch selbst in diesem Industriedorfe der ländliche Charakter gewahrt. Da sieht man noch nichts von den abschaulichen Kasten, die man uns jetzt aus der Stadt auf unsere Dörfer verpflanzen will.

Alle diese alten deutschen Dörfer waren ursprünglich planlos angelegt und hatten als gemeinsamen Mittelpunkt meist nur den Anger. Es lag aber nahe, daß man in späterer Zeit bei Neugründungen von Dörfern von vornherein einen bestimmten Plan zugrunde legte. Die Ländereien, die beim Hausendorfe in Gemengelage verstreut liegen, werden regelmäßig aufgeteilt, und die Gehöfte errichtet man an einer das Dorf durchziehenden breiten, gleichzeitig als Anger dienenden Straße. Es entstehen die **Reihen-** und **Strassendörfer**.

Freilich hatten sich auch die Hausendörfer und Einzelhof-Ortschaften schon oft recht früh in eine Strassendorf-anlage umgewandelt.

Dinker bei **Soest**

gibt davon Zeugnis, daß diese Umwandlung selbst in den ältesten Gebieten der germanischen Siedlung vorkommt. Ähnliche Bildungen finden wir in Hannover und Schleswig-Holstein. In den bewegten Zeiten der deutschen Staatengründung, wo alle Augenblicke kriegerische Erschütterungen drohten, empfahl sich eine solche Anlage schon deshalb, weil sie gegen feindselige Ueberfälle leichter abzuschließen und zu verteidigen war.

Das folgende Bild des Strassendorfes

Reichensachsen bei **Eschwege**

stammt aus Hessen, also ebenfalls einem ausgesprochenen Hausendorfgebiete. Mit seinen stattlichen Häusern an der geräumigen Straße bietet es dem Auge ein besonders schönes Dorfbild dar.

Der eigentliche Standort für regelrechte Reihen- und Strassendörfer sind aber diejenigen Landstriche, die erst in späterer Zeit von den Deutschen besiedelt wurden, also einmal die Neu- und Dedländereien der Marschen und Moore, und sodann die weiten Gebiete im östlichen Deutschland, die den Slawen abgerungen und von deutschen Bauern kolonisiert wurden.

In den Marschdörfern, wie z. B. hier in **Sitzherberg** (**Wierlande** bei **Hamburg**),

ergab sich die Anlage eines Straßendorfes schon dadurch, daß die Häuser zweckmäßig an den großen Deichen entlang errichtet wurden, die das an den Flußlauf angeschwenimte fruchtbare Land vor neuer Ueberflutung schützen.

Aus dem alten Kolonialgebiet führen wir das Dorf
Oberaudenheim (Prov. Sachsen)

vor. Unser Bild läßt allerdings die Dorfanlage nicht ganz klar in die Erscheinung treten, wie es überhaupt nicht immer möglich ist, gleich auf den ersten Blick diese Anlage zu erkennen. Oft muß man dazu schon einen Grundriß und Flurplan zu Rate ziehen.

Das Bild mag uns aber noch einen Augenblick länger beschäftigen. Während wir eben in raschem Fluge durch Deutschland gekreuzt sind, um die verschiedenen Dorfanlagen kennen zu lernen, wollen wir jetzt einmal aus der norddeutschen Ebene aufsteigen ins Bergland, um zu sehen, wie sich das Dorf in die deutsche Landschaft einschmiegt.

Ein Ebenendorf ist Oberaudenheim, und an ihm sehen wir, wie die wagerechte Linie der Landschaft sich auch im Ortsbilde wiederholt. Alle Häuserfirste liegen annähernd genau in einer solchen Linie, und auch der massige Kirchturm schließt sich dieser Linie zwanglos an. Diese Anpassung des Dorfbildes an die ebene Landschaft durch die ins Breite gezogene Bauart finden wir in allen Ebenendörfern.

Oft ist ein solches Ebenendorf von weitem nur schwer als menschliche Siedelung zu erkennen, so sehr gehen Landschaft und Dorfbauten ineinander über, wie hier bei

Zhlienworth im Lande Hadeln,

einem Dorfe in der Elbmarsch. Fast als ob sie am Boden hinkröchen, so sind hier die großen schönen Bauernhäuser hinter Baum und Busch versteckt.

Dieser Hof aus

Midlum im Lande Wursten (Wesermarsch) mag zeigen, wie stattlich sich solch ein Marschendorf, aus der Nähe besehen, ausnimmt.

In's dichte Grün der Bäume eingebettet liegt auch
Petersdorf bei Fürstenwalde

so versteckt vor dem sanften Höhenzuge im Hintergrunde, daß wir es erst suchen müssen. Ohne den Schutz und Schmuck schattiger Bäume ist wohl überhaupt kein Dorf der niederdeutschen Ebene geblieben. Hat doch die Liebe zum Walde und Baume von jeher den Germanen im Blute gelegen. Geradezu grausame Strafen setzen die alten Gesetzbücher auf Baumfrevler, bis zur Heraus-
haspelung der Eingeweide aus dem Leibe und zur Ent-
hauptung.

Wenn wir von den Marsch- und Moordörfern ab-
sehen, deren Flur durch künstliche Wassergräben und Kanäle vielfach gegliedert ist, spielt das Wasser bei den Ebenendörfern des Westens in der Regel keine große Rolle. Im Osten und Norden der Elbe aber, wo Tausende von blauen Seen das Landschaftsbild beleben, gehören sie häufig zu den wichtigsten Bestandteilen der Flur.

Uetz, Prov. Brandenburg,

gibt uns einen Begriff davon, wie z. B. viele Dörfer der märkischen Ebene langgestreckt am Ufer der Seen da-
liegen, die nicht nur dem Auge einen angenehmen Anblick darbieten, sondern häufig auch ihres Fischreich-
tums wegen neben dem Ackerbau eine ergiebige wirtschaft-
liche Erwerbssquelle bilden.

Auch

Wiepersdorf in der Mark Brandenburg

bietet uns ein ungemein reizvolles, malerisches Bild mit der Art, wie sich die Häuser und die mächtigen Kronen der Bäume in dem stillen Weiher spiegeln.

Ähnlich stellt sich uns

Muckrau auf der Insel Rügen

dar, das wir jetzt betrachten wollen.

Das Bild von

Grodtken in Masuren

führt uns in den äußersten Osten, nach Ostpreußen. Von

zwei Seiten schmiegt sich das Wasser an die menschlichen Behausungen an, zu denen ein gewundener Damm uns hinüberträgt. Hier erblicken wir auch im Hintergrunde ein Wahrzeichen vieler Dörfer der Ebene, die Windmühle, die im Gebirge ihre Stelle an die Wassermühle abgeben muß.

Nicht bei allen, aber doch bei sehr vielen niederdeutschen Dörfern, namentlich im Osten, ist auch der **G u t s - h o f** eine charakteristische Erscheinung im Dorfbilde. Vielfach sind diese Höfe, wie der von

Bessin, Osthaveland,

von den Bauernhöfen nur durch größeren Umfang unterschieden. Der ostniederdeutsche Adel ist früher selten in der Lage gewesen und hätte auch sonst wenig Neigung verspürt, inmitten seines Gutshofes große Paläste zu bauen. Er baute ähnlich wie seine Bauern, nur größer und vielleicht etwas fester, wie es den vermehrten wirtschaftlichen Anforderungen entsprach. Gewöhnlich schließt sich dann noch ein Park an.

Auch beim Bau seiner Arbeiterhäuser in den eigentlichen Gutsdörfern schloß sich der Gutsbesitzer meist der heimischen Bauart an. Das Gutsdorf

Göbel (Prov. Sachsen)

ist ein Zeugnis dafür. Etwas armseliger wie ein Bauerndorf schaut es ja freilich drein, macht aber doch mit seinen hochüberdachten Häuschen durchaus keinen schlechten Eindruck, wie er uns bei unseren Arbeiterkasernen oft so unangenehm stört.

Steigen wir nun hinauf ins Gebirge! Da bemerken wir in den breiten Tälern und Hochflächen Dörfer, die äußerlich denen der verlassenen Ebenendörfer oft nicht so unähnlich sehen.

So das Ackerdorf

Rothweil,

ein badisches Dorf am Kaiserstuhl. Oder auch

Uffeln bei Rorbach,

ein Bergdorf in einem breiten Tale des waldeckischen

Landes, bei dem aber die Höhenunterschiede doch das äußere Dorfbild schon wesentlich verändern.

Ein ganz anderer Anblick bietet sich uns aber dar, wenn wir in ein solches Gebirgsdorf hineintreten.

Sehen wir uns einen Augenblick um in

Lambach in Thüringen.

Wo ist die Weiträumigkeit der Bebauung geblieben, die wir im Dorfe der Ebene bewundern und — beneiden konnten, wenn wir nicht selbst zu den in dieser Hinsicht bevorzugten Ebenenbewohnern gehören? Eng aneinandergerückt stehen die Gehöfte in dichter Reihe nebeneinander, da die Natur des Landes eine Verschwendung an Raum nicht zuläßt. Und während das niederdeutsche Haus sich in die Breite ausdehnen kann, wie es will, hat man hier ein Geschöß aufs andere gebaut, so daß ein solches Dorf wie dieses fast ein städtisches Aussehen erhält, wie wir es auch vorhin schon einmal bemerken konnten.

Das Odenwalddorf

Glehnstadt

im Großherzogtum Hessen zeigt das vielleicht noch deutlicher.

Wundervolle Dorfbilder dieser Art hat namentlich die deutsche Weingegend aufzuweisen. Wir sehen hier vor uns

Gröf an der Mosel.

Das große Haus im Mittelgrunde, sieht es nicht völlig städtisch aus? „Wenn alle Bauern in den Acker gehen, so ist kein Bürger mehr zu Hause“, so sagt man denn auch in diesen gesegneten Landstrichen in launigem Spotte von vielen Dörfern, um ihren halb städtischen Charakter zu kennzeichnen. Und doch sind es keine modernen städtischen Allermeltsbauten, die uns hier entgentreten, sondern die alte gute Ueberlieferung ist treu gewahrt. Alte, schöne fränkische Bauten erfreuen unser Auge. Und trotz der Enge weitet sich hinter der Mauer der große Hof, auf dem der Wein üppig gedeiht und mit seiner rankenden Fülle die hohe Mauer lustig überklettert.

Vor dem Bilde von

Rißbach an der Mosel

wird uns besonders klar, daß dort, wo die Berge so eng ans Dorf heranrücken, der Geschoszbau eine zwingende Notwendigkeit wurde.

Treffliche Weine liefert uns bekanntlich auch der Kaiserstuhl, und da wir auf unserer Wanderung sonst keine Gelegenheit haben, wollen wir in

Wasenweiler

einen Augenblick in das wunderschöne Dorfwirtshaus eintreten, das dort vorn an der Ecke steht und mit dem kunstvollen schmiedeeisernen Arme so freundlich einlädt.

Doch nach dieser kleinen Herztärkung mit deutschem Weine zurück zum Wasser. „Wasser ist das Beste“, sagt ein alter Philosoph.

Nicht so ruhig und spiegelglatt wie in der Ebene steht das Wasser im Dorfbilde des Gebirges. Aus hochgelegenen Quellen stürmt es wie hier im badischen

Gutachtal

über das Felsgerölle in die Tiefe, so daß oft mühsame künstliche Böschungen, wie wir sie neben dem schönen einsam gelegenen Schwarzwaldhause sehen, nötig sind, um ihre ungezähmte Wildheit zu brechen.

In

Floh bei Schmalkalden

erblicken wir eine ähnliche Böschung in kleinerem Maßstabe.

Zum Kapitel Wasser im Dorf gehört auch die wichtige Einrichtung der Brunnen, die im Berglande als Laufbrunnen sich oft so zweckmäßig und harmonisch in das Dorfbild einfügen.

Rüningen bei Lörrach (Baden)

zeigt uns einen solchen Brunnen, und ebenso

Ebringen bei Freiburg i. B.

Welchen Wert man seit altersher den Brunnen beimäß, zeigen die in vielen Gegenden noch üblichen poesie-

vollen Brunnenfeste, bei denen die Jugend den Brunnen festlich bekränzt.

Der **Wald** steht im Gebirge natürlich in noch weit engerer Beziehung zum Dorfe, als in der Ebene. Der Baum als solcher hat freilich in den engen Gebirgsdörfern selber meist weniger Raum zur Entfaltung als in der Ebene, obwohl er auch hier häufig die Gehöfte liebevoll umschließt. Ein Beispiel aus dem Erzgebirge,

Rittersgrün,

mag das zeigen. Besonders reizvoll ist auf diesem Bilde die lustige Art, wie sich der Baumwuchs aus dem Tale gleich einer Prozession hinaufzieht zu dem Häuschen, das sich oben am Berge befindet.

In nicht minder reizvoller Weise liegt hier der Hof aus

Birkental im Odewalde

eingesenkt in die mit dichten Waldungen bedeckten Berge.

Wie die Dorfanlage und die Geländeverhältnisse die deutschen Dörfer so verschiedenartig ausgestaltet haben, so tragen zu ihrer Eigenart **Baustoffe** und **Gehöftanlagen** weiter wesentlich bei. Auch dies wollen wir uns an einer Reihe von Bildern veranschaulichen.

kehren wir zurück nach Niederdeutschland, um zunächst die niederdeutsche Bauweise kennen zu lernen, den alten sächsischen Einbau, der Menschen, Tiere und Feldfrüchte unter demselben Dache birgt. Sehr schön zeigt uns diese Bauweise der Hof aus

Selsingen bei Beven (Hannover).

Die große Giebeltür öffnet sich auf die Diele, wo auf beiden Seiten das Vieh aufgestellt ist und in den Raum blickt, während im hinteren Teile der niedrige gemauerte Herd mit seinem qualmenden Torffeuer den Rauch durchs ganze Haus ziehen läßt. An der Rückwand liegen die Wohnräume, aber auch von ihnen aus läßt sich mit einem Blicke der ganze Wirtschaftsraum überschauen, in dem sich bei Tage das ganze häusliche und wirtschaftliche Leben

abspielt. Das Haus ist in Fachwerk und Ziegeln gebaut, und

„wie unter dem Felze ein dicker Bär
schaut's unter des Daches Decke daher,“

denn ein mächtiges Strohdach schützt vor Wetter und Graus. Bemerkenswert ist die künstlerische Art, in der die Ziegel zwischen dem Fachwerk geschichtet sind. Diese Ziegelmusterkunst ist heutzutage leider im Aussterben begriffen. Ueber dem Türbogen und längs des Mittelhalkens sind Inschriften angebracht, die den Namen des Erbauers und auch wohl einen volkstümlichen oder religiösen Spruch wiedergeben.

So viele Abarten dieses altehrwürdige sächsische Haus, das über ganz Niederdeutschland auf Einzelhöfen und in Dörfern verbreitet ist, auch hervorgebracht hat, sein eigentliches Wesen, das Zusammenwohnen von Mensch und Vieh unter einem Dache, ist nie verwischt worden. Selbst nicht in den friesischen Häusern, den sog. Hausbergen, die auf den ersten Blick vom Sachsenhause stark abzuweichen scheinen. Leider haben wir von einem Hausberge kein Bild bei der Hand.

Dagegen bringen wir hier ein Haus aus

Hollacker in den **Bierlanden**.

In diesem Elbmarschlande bei Hamburg hatten sich schon im 12. Jahrhundert niederländische Kolonisten angesiedelt, die das alte Sachsenhaus vielfach in ihrer Art umgestalteten. Der Wohntheil des Hauses ist nach der Straße gekehrt und das Fachwerk zeigt allerlei bunte Formen. (Unser Bild zeigt solchen bunten Schmuck weniger.) Niederländischen Einfluß verraten die Giebelornamente, die zwei verzierte Schwanenköpfe darstellen, wogegen das rein sächsische Haus an dieser Stelle zwei Pferdeköpfe zeigt. Auch das große Doppelleckfenster, hinter dem wir eine ungemein behagliche Stube vermuten, findet sich beim ursprünglichen Sachsenhause nicht. Im übrigen ist aber doch die ganz langgestreckte Bauart mit den niedrigen Umfassungsmauern und dem hohen Strohdach ganz dieselbe, die wir eben beim Sachsenhause kennen gelernt haben.

Das folgende Bild aus

Schlangen bei Lippstadt

führt uns einen westfälischen Bau niederländischer Art vor. Die alte Anlage ist unverkennbar. Reichliche Anwendung von Holz, das auf dem Torbogen mit schönen Schnitzereien verziert ist, und das weiß verputzte Gemäuer zwischen den dicken braunen Eichenbalken geben aber dem Hause wieder ein anderes eigenartiges Aussehen.

In

Warmbüchen bei Hannover

bemerken wir ebenfalls diese Holzverkleidungen am Giebel, wie an dem Schlangener Hause. Daß die Reklame-tafel einer Gummireifenfabrik am ersten Hause zum Schmucke beiträgt, können wir nicht behaupten. Wie anders wirkt dagegen die Schützenscheibe am zweiten, die uns mit Stolz von der Geschicklichkeit des Besitzers erzählt!

Das stattliche Haus aus

Rogäsen

stammt aus dem östlichen Niederdeutschland, aus der Gegend von Belzig, und zeigt namentlich in dem hohen Strohdach noch manche Anklänge ans sächsische Haus.

Ganz anders wie alle bisher betrachteten Häuser mutet uns dagegen das Gehöft aus

Sillingen bei Schöppenstedt

an, trotzdem es im Braunschweiger Lande, also auf altem Niedersachsenboden steht. Da ist bereits eine Umwandlung im Sinne der oberdeutschen Bauweise eingetreten, der wir uns jetzt zuwenden wollen.

Am weitesten verbreitet und heimisch in ganz Mitteldeutschland und dem älteren Ostdeutschland ist die oberdeutsche Bauweise in der Form des fränkischen Gehöfts, von dem wir einen Vertreter vorführen aus

Schingen am Kaiserstuhl (Baden).

Das Wesen des fränkischen Gehöfts besteht in der planvollen Anlage der Wirtschaftsgebäude um einen vierseitigen, meist rechteckigen inneren Hof, der an diejenigen Stellen, wo er nicht von Gebäuden umgrenzt wird, durch Mauern und Zäune vom Nachbar getrennt ist. Wohnung, Stallungen und sonstige Wirtschaftsräume sind in besonderen Gebäuden untergebracht. Dazu kommt, daß die Häuser im Geschoszbau errichtet sind, wozu ja schon, wie gesagt, die Bodenverhältnisse zwangen, was aber zum Teil auch wohl dem Einflusse der römischen Zeit zuzuschreiben ist. Von der Dorfstraße aus führt in den fränkischen Hof fast immer eine Toranlage.

Nicht immer ist das Tor so schön ausgebildet, wie bei diesem Hofe. Oft ersetzt eine einfachere Anlage das eigentliche Tor, wie wir es hier sehen in dem elsässischen Dorfe

Beinheim.

Zu dem ganz andersartigen Aussehen der oberdeutschen Häuser trägt auch viel die reichlichere Mannigfaltigkeit der Farben bei, die eine Folge der vermehrten Anwendung des Steinbaues ist. Bei den niederdeutschen Häusern werden nur die Balken mit einer meist dunkelroten oder saftig grünen Farbe gestrichen. Beim oberdeutschen Hause, wie bei dem Beinheimer Gehöft oder auch hier in

Wilgartswiesen (Rheinpfalz)

dagegen, wirken die weißen Füllungen der Mauern, das braune Holzwerk, die verschiedenen Dachdeckungen in Ziegeln, Schiefer oder Schindeln weitaus bunter und die Häuser der Alpenländer vollends sind mit bunten Malereien oft über und über bedeckt.

Verstärkt wird das bunte Bild oft noch durch manche Einzelheiten. So hier in

Drusenheim (Elsaß)

durch die praktischen Regendächer, die die einzelnen Geschosse vor dem Wetter schützen sollen und die wir hier auf dem zweiten Bilde aus demselben Ort noch durch grünes Weinlaub anmutig überrannt sehen.

Nicht alle oberdeutschen Gehöfte sind in der Form des fränkischen Hofes errichtet, sondern man findet auch bei ihnen vielfach die Einrichtung, daß Wohnung, Stall, und Scheunen unter einem Dache vereinigt sind. Dabei bleibt aber im Gegensatze zum niederdeutschen Hause die Trennung der einzelnen Räume durch feste Wände gewahrt. Solche Einbauten finden sich vorzugsweise am Nordabhange der Alpen, im südlichen Bayern, im Elsaß und im Schwarzwalde.

Aus

Roß bei Freudenstadt

führen wir einen solchen Einbau aus Württemberg vor.

Das nächste Bild zeigt uns einen schwäbisch-bayerischen Einbau aus

Lamendingen bei Kaufbeuren,

mit einem schönen Obstgarten.

Der Grund für diese Vereinigung unter einem Dache mag in rauhen Gegenden das Klima gewesen sein, bei dem es erwünscht ist, möglichst wenig kalte Außenwände zu haben. Aber auch anderswo lag es nahe, daß sich kleine Bauern durch diese Bauweise ihren Wirtschaftsbetrieb vereinfachten und verbilligten.

In

Giffa bei Biedenkopf

sehen wir solch einen kleinbäuerlichen oberdeutschen Einbau aus Hessen, der mit den feinen Mustern im Wandverputz wie ein kleiner Schmuckkasten aussieht.

Der Schönheitsfinn des deutschen Bauern, der sich beim niederdeutschen Hause meist in den großen, ernsten und ruhigen Formen äußert, bringt beim oberdeutschen Hause köstliche Einzelheiten zutage, an denen namentlich der Holzbau, dessen Technik von altersher auf großer Höhe stand, reiche Gelegenheit bietet. Ganz ungezwungen, ja oft wohl ganz ungewollt kommen da Kunstwerke zutage, wie z. B. diese schöne Galerie an einem badischen Hause in

Welschsteinach,

deren Bogen sich in das liebliche Thal öffnen.

Im Schwarzwälder

Zwendörfle

Können wir ähnliche Galeriebauten bewundern, die den Eingang freundlich überschatten (Bild 1) und einen bequemen Ausblick auf die Dorfstraße gewähren (Bild 2).

Die langweilige gerade Straße auf dem letzten Bilde ist sicher nicht dem Kopfe eines Bauern, sondern dem eines sehr unkünstlerisch veranlagten Wegebaumeisters entsprungen. Daß muß den Eingang in ein Dorf auch anders, ebenso praktisch, aber schöner gestalten kann, zeigt

Wembach im Schwarzwalde.

An dem sanft geschwungenen Wege bemerken wir als hübsches Denkmal echt volkstümlicher Bauernkunst auch ein Wegekreuz, wie sie besonders in den katholischen Gebirgsländern häufig anzutreffen sind.

Ganz ohne jede künstlerische Absicht errichtet ist jedenfalls der hier dargestellte, auf mächtigen Holzpfählen ruhende Gang an einem steingebauten Hause in

Istein, Baden (1. Bild)

und wie schön wirkt er doch gerade in seiner Unabsichtlichkeit!

Bei dem Erkervorbau, der uns an einem anderen Hause in **Istein** (2. Bild) erfreut, hat der Besitzer vielleicht schon eher daran gedacht, das Äußere seines Hauses schön zu machen. Jedenfalls hätte ein moderner Baukünstler das nicht besser machen können.

Ebenso herzerfreuend ist der schöne Ausbau an dem großen Hause in

Schindeleggi am Zürcher See.

Wenn jetzt die Architekten beim Bauern in die Lehre gehen und beim Bau von Landhäusern mit Vorliebe wieder die alten heimatlichen Bauformen anwenden, so können sie wahrlich nichts Besseres tun!

Das Bild des deutschen Dorfes wäre aber unvollständig, wenn wir nicht auch der **K i r c h e** gedenken wollten. Nicht nur innerlich gibt die Kirche mit dem gen Himmel ragenden Turme dem deutschen Bauern Richtung

und Halt, auch das äußere Ansehen des Dorfes wird in der Regel von ihr bestimmt und gekrönt.

Ganz und gar ist das z. B. der Fall in
Waldorf bei **Meiningen**.

Wie eine feste Burg steht sie auf dem grünbekränzten Hügel, und wie die alten Befestigungsmauern zeigen, mag sie auch manchmal von Krieg und Kriegsgeschrei umtobt worden sein.

Eine überragende und das ganze Dorf beherrschende Stellung haben auch die Kirchen zu

Tschocha bei **Marklissa** (**Schlesien**)

und

Kappel in **Baden**.

Und im Innern der Dörfer ergeben sich nicht selten so schöne Straßenbilder wie in

Birkenried auf dem **Eichsfelde**,

wo die Kirche der Dorfstraße den wirkungsvollsten Abschluß gibt.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch auch ein gutes Wort einlegen für den Dorffriedhof, der leider nicht immer so schön und würdig aussieht wie hier in

Falkenrehde in **Brandenburg**.

Mangel an Pietät, der die Gräber verwahrlosen und die Kirchhofsanlage verfallen läßt, ist ebenso häufig zu beklagen als allerlei Geschmacklosigkeit, die an Stelle der alten schlichten Gedenksteine moderne Scheußlichkeiten aus irgend einer Denkmalsfabrik setzt. Man sollte doch auch den Toten noch so viel Liebe beweisen, daß man ihre Ruhestätte nicht verkommen und verunzieren läßt. Und wenn es mal nötig sein sollte, aus irgend welchen Gründen die alten Gedenksteine zu entfernen, so benutze man sie wenigstens nicht als passende Fußtritte vor den Türen.

An der Kirchenwand angebracht wie in

Krazingen in **Baden**

kann so mancher Stein als Denkmal der Vergangenheit und als würdiger Schmuck den kommenden Geschlechtern eine Quelle ehrfürchtiger Erinnerung an die Zeit der Vorfahren sein.

Die Kirche als geistlicher Mittelpunkt des Dorfes fand mit Vorliebe ihren Platz auch im weltlichen Mittelpunkt, auf dem *Anger*, wie dies das Bild des Dorfes aus

Staupitz bei Mühlberg a. d. Elbe zeigt. *Anger* und Kirche vereint als Wahrzeichen der irdischen und himmlischen Heimat, kann es eine schönere und sinnvollere Zusammenstellung geben?

Noch einen Blick wollen wir werfen auf den *Anger* zu

Beckwitz, Provinz Sachsen, mit seinem reichen, alten Baumbestande, und damit unsere Wanderung beschließen.

Soll es zu Ende gehen mit der alten Dorfherrlichkeit, die sich Jahrhunderte hindurch um Kirche und *Anger* entfaltet hat? Sollen die Enkel in wenigen Jahrzehnten die wunderreiche, immer den Verhältnissen überaus glücklich angepasste Eigenart des deutschen Dorfes zerstören, an der unzählige Folgen von Geschlechtern vor ihnen freudigen Mutes und klugen Sinnes gearbeitet haben? Wer ist unter uns, der diese Frage nicht mit einem kräftigen „Nein“ beantwortet, nach allem, was wir gehört und gesehen haben. Dann aber heißt es: „Alle Mann auf Deck!“, denn Gefahr ist im Verzuge.

Die neue Zeit mit ihren technischen und wirtschaftlichen Umwälzungen hat auch Form und Inhalt des Dorfes vielfach verändert. Das ist aber noch nicht die Gefahr, von der wir sprechen. Denn die neuen Betriebsverhältnisse und Lebensgewohnheiten müssen ja notwendig solche Aenderungen mit sich bringen, und der deutsche Bauer hat ja im Laufe der Jahrhunderte genügend gezeigt, daß er Haus, Hof und Dorf unter den verschiedensten Verhältnissen verschieden gestalten kann, ohne ihre dörfliche Art zu schädigen. Gefährlich werden aber die Veränderungen, wenn sie die alten Ueberlieferungen mißachten. Und das ist heute leider so oft der Fall. Wir haben uns blenden lassen von städtischem Wesen und möchten es der Stadt nachtun. Da bauen wir städtische Häuser in unsere Dörfer hinein und führen städtische

„Manieren“ ein, (hier ist das Fremdwort wohl am Platze). Diese Ueberschätzung und Nachahmung städtischen Wesens ist aber falsch und unsinnig. Was in der Stadt gut und nützlich ist, braucht deshalb fürs Dorf noch lange nicht angebracht zu sein, denn das Dorf führt sein besonderes Leben und hat seine besonderen Bedürfnisse. Und wenn auch Wirtschaft und Lebenshaltung sich geändert haben, geblieben ist doch die alte, heimatliche Landschaft und geblieben ist die alte Stammesart.

„Lat't ju nich de Rees' affni'en und lat't ju keen Steert wassen!“ so rief auf einem niedersächsischen Heimatsfeste Pastor Wagner seinen Landsleuten in einer schönen plattdeutschen Rede zu. Das soll heißen: Laßt Euch von Eurer heimatlichen Eigenart nichts rauben, und laßt Euch auch keine fremden Reiser aufspießen!

Und — so möchte ich fortfahren — sammelt Euch Waffen im Kampfe gegen diesen fremden Einfluß, indem Ihr Art und Wesen Eures Dorfes und Eurer Heimat mehr und mehr erkennen lernt! Wir haben heute das ganze Vaterland nur flüchtig durchstreifen können. Seht Euch nun einmal Eure nächste Umgebung mit offenen Augen an! Sucht im Buche der heimatlichen Natur und der heimatlichen Geschichte zu lesen! Das geht auch ohne große Gelehrsamkeit. Wie vieles können uns schon die alten Flurnamen erzählen, wie vieles können wir schon aus der Anlage und Bauweise des Dorfes erkennen. Und welche Fülle von Zeugen der alten Zeit liegt — oft verborgen unter allerlei Gerümpel — in all dem altertümlichen Hausrat, der uns von Urväter Zeit her überkommen ist.

Habt Ehrfurcht vor dem Alten, sammelt es und nutzt es aus für das lebendige Leben der Gegenwart!

Gehen wir aber gleichgültig und verständnislos durch unsere Dörfer und Fluren, da stirbt auch bald die Heimatliebe. Und, — so schließen wir mit den Worten von Hermann Allmers, dem Marschdichter und letzten Sprossen eines alten Bauerngeschlechtes:

„Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert.“

Anhang.

In der Vorbemerkung wurde bereits angeregt, durch Beziehungen auf die örtlichen Besonderheiten den Vortrag von Fall zu Fall den jeweils vorliegenden Verhältnissen anzupassen, denn erst dadurch ist eine möglichst nachhaltige Wirkung im Sinne unserer heimatlichen Bestrebungen und in der Richtung auf praktische Wohlfahrtsarbeit zu erzielen. Zweckmäßig ergänzt oder auch ersetzt werden kann diese Einbeziehung örtlicher Eigentümlichkeiten dadurch, daß der Vortragende in einer anschließenden Unterhaltung über den Vortrag die Zuhörer selber zu selbständigem Nachdenken und eigenen Mitteilungen anzuregen sucht. Passende Anknüpfungspunkte werden sich überall ergeben, wobei Wert darauf zu legen ist, immer von bestimmten konkreten Dingen auszugehen, die an sich geeignet sind, das Interesse zu erwecken und zu fesseln. Die folgende Aufstellung mag dafür einige Fingerzeige geben.

So kann man vielleicht auf die geologischen und topographischen Verhältnisse der Umgebung hinweisen und auf etwa vorhandene Naturdenkmäler, wie erratische Blöcke, Gletscherschliffe usw., um daran die Fragen zu schließen und zu erörtern: Wie ist unser heimatlicher Boden entstanden? Welche Wandlungen hat er im Laufe der Jahrtausende durchgemacht?

Die in der Gegend gemachten vorgeschichtlichen Funde mögen Anlaß geben, zu fragen: Was erzählen uns diese Funde von den ersten Bewohnern unserer Heimat? Aus welcher Zeit stammen sie? Wie sollen wir uns verhalten, wenn wir bei der Arbeit auf solche Funde stoßen?

Man rufe weiter die Zeugen der geschichtlichen Vergangenheit des Dorfes an: Welches Haus im Dorfe ist das älteste? Wie ist seine Bauart und Einrichtung? Was können wir von ihm erfahren über die Stammesart unserer Vorfahren und über ihre Lebensweise? Welche Anforderungen stellen wir heutzutage an unsere Wohn- und Wirtschaftsräume? Warum sollen wir, unter Berücksichtigung dieser Anforderungen, aus Gründen der Nützlichkeit und Schönheit auch heute noch in der alten Weise bauen?

Oder man gehe den Spuren der alten Dorfanlage und Flureinteilung nach, wenn möglich an der Hand alter Karten, denen man die neuesten kartographischen Aufnahmen gegenüberstellt. Man suche zu ergründen: Welches ist der älteste Teil des Dorfes?

Welcher Art war die ursprüngliche Siedlungsweise (Haufendorf, Reihendorf, Straßendorf)? Sind vielleicht noch Spuren einer alten Befestigung nachzuweisen? Besonderes Interesse in geschichtlicher wie in neuzeitlich-praktischer Hinsicht wird es gewähren, den Dorfplatz dabei in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen und von dort aus eine Reihe von Fragen zu behandeln: Ist im Dorfe noch ein eigentlicher Dorfplatz vorhanden? Oder gibt es neben einem derartigen Platze im Innern noch einen besonderen Dorfanger außerhalb des Dorfes? Welchen Namen führen diese Plätze? (Anger, Tie, Wurth, Heimgarten usw.) Werden diese Plätze noch zu Gemeindeversammlungen (Morgensprachen, Bauermalen u. ä.) oder zu geselligen Zusammenkünften, Festen und Spielen benutzt? Wenn die ursprüngliche Bedeutung der Dorfplätze verschwunden ist, wie kann man sie heutzutage am besten ausnutzen? Warum sollen wir sie nicht aufteilen oder bebauen, sondern sie öffentlichen Zwecken vorbehalten? Wie können wir sie gegebenenfalls für solche Zwecke umgestalten unter Wahrung oder Wiederherstellung ihrer alten Schönheit? (Durch Anpflanzung von Bäumen, Anlage von Spielplätzen, Errichtung eines Gemeindehauses usw.)

Bei der Besprechung der Dorfanlage vergesse man auch nicht, auf die alten Straßenbezeichnungen hinzuweisen, die den Charakter der Straße oft mit einem treffenden Ausdruck offenbaren, die manche Erinnerung an alte Zeiten festhalten und in denen das Volk früherer Zeit unendlich viel mehr volkstümliche Art entfaltet hat, als unsere heutigen Gemeindevertreter. Oder ist es nicht ein bedauernswerter Mangel an Sinn für heimische Eigenart, wenn eine Straße, die seit altersher den sehr charakteristischen Namen: „Im weißen Sande“ führte, neuerdings umgetauft wird in „Bahnhofstraße“, oder wenn der alte „Baschweg“ sich „Lindenstraße“ nennen lassen muß? Dem gegenüber soll man auf die alten Straßennamen aufmerksam machen und ihrer Erhaltung das Wort reden.

Dasselbe gilt von den alten Flurnamen und sonstigen Bezeichnungen für bestimmte Dertlichkeiten innerhalb der Flur. Sie lassen teils auch nach der Verkoppelung die alte Flureinteilung noch ohne große Schwierigkeit erkennen, teils hat sich in ihnen die Erinnerung an alte Verhältnisse oder geschichtliche Ereignisse erhalten. Daher sind Fragen zu empfehlen wie: Welche alte Flurnamen sind heute noch allgemein gang und gäbe? Gebrauchen alte Leute vielleicht noch Bezeichnungen, die die Jugend nicht mehr kennt? Was für Erinnerungen knüpfen sich an Namen wie Klosterholz, Fünf-Bauleute-Heide, Zehntacker, Zehntscheune, Salzstraße, Schweden- oder Kroatenlöcher usw.? Gibt es noch alte Grenzsteine oder sonstige Merkmale für die Grenzen der Dorfgemarkung?

Eine ergiebige Quelle geschichtlicher Erinnerungen werden in der Regel Dorfkirche und Dorffriedhof darstellen, und bei diesem Gegenstande wird vielleicht der Hinweis auf die Not-

wendigkeit und Nützlichkeit der Wahrung heimatlicher Ueberlieferungen auf besonders günstigen Boden fallen. Aus welcher Zeit stammt die Dorfkirche? Welche Veränderungen hat sie durchgemacht? Wie ist ihre Bauart? Führen die Glocken besondere Namen? Bei welchen besonderen Anlässen werden oder wurden sie geläutet? (Z. B. Sturm- und Feuerglocke, Hagelschauer, Nachbarglocke im Schliizerland, Achthrläuten in den Ahrdörfern) Was für Inschriften tragen Glocken, Taufstein, Altargerät? Sind vielleicht an den Kirchenstühlen noch alte Hausmarken als Eigentumszeichen angebracht? Was stellen die Bildwerke in der Kirche und die Glasmalereien an den Fenstern dar? Gibt es Grabstellen in der Kirche selbst? Was für alte Grabsteine finden wir auf dem Kirchhofe? Welche Inschriften und Sinnbilder tragen diese? Warum sollen wir solche alten Denkmäler in Ehren halten?

Da wir gerade bei den Denkmälern sind, seien als Anknüpfungspunkte für geschichtliche und heimatkundliche Betrachtungen die Erinnerungszeichen erwähnt, die sich in vielen Orten vorfinden. Gibt es Hochwassermarken, Tafeln zur Erinnerung an Feuersbrünste, Pestsäulen, Kugelspuren in Mauern, Friedenssichen, Kriegerdenkmäler usw.? Zu den Denkmälern gehören auch solche Dinge wie Hünensteine, alte Gerichtsschranken, die Dorflinde u. a. m.

Die Erwähnung der alten Gerichtsstätten und Dorflinden mag Anlaß geben zu den Fragen: Wie waren früher die politischen und rechtlichen Verhältnisse der Gemeinde geregelt? Unter welcher Oberhoheit und Gerichtsbarkeit stand das Dorf im Laufe der Zeiten? Was hat sich besonders seit Menschengedenken daran geändert?

Auch die berufliche Gliederung und Organisation der Einwohnerschaft alter und neuer Zeit wird sich vielfach an der Hand konkreter Dinge erörtern lassen. Gibt es noch alte Zunftfahnen, -kannen, Wappen und Siegel oder sonstige Gegenstände (auch Gerätschaften), die an alte Handwerksart oder an ausgestorbene ländliche Gewerbe erinnern. (Nichtzieher, Zinngießer Strumpfwirker, Tuchmacher usw.) Wann und aus welchen Gründen haben diese Gewerbebetriebe aufgehört? Was für Gewerbe werden heute im Dorfe betrieben?

Auch über die Verkehrsverhältnisse des Dorfes mag man sprechen: Wann wurde die Eisenbahn gebaut? Wie gestaltete sich vor diesem Zeitpunkte der Verkehr? Wo stand das alte Posthaus? Wo war die Zoll- und Chausseegelderhebung? Wie stand es mit dem Schmuggelwesen?

Endlich sei noch hingewiesen auf das gesamte volkstümliche Leben des Dorfes. Seine Behandlung mag anknüpfen an das Haus (siehe oben); an die Tracht: Wird noch die alte Tracht getragen? Ganz oder teilweise? Bei besonderen Gelegenheiten?; an die Sprache: Was für besondere Redensarten, Ortsneckereien,

Spitznamen u. dgl. sind im Schwange? Welche Volkslieder werden gesungen? Was für Kinderreime gibt es?; an Speise und Trank: Was für besonderes Gebäck gibt es, z. B. zu bestimmten Zeiten des Jahres (Fastnachtsgebäck, Kirmestuchen, Sedantringel, Weihnachtsgebäck)? an die Feste und Spiele: Dreikönig-Singen, Fastnachtsgebräuche, Pfingstreiten, Erntefeste, auch Karten- und Gesellschaftsspiele usw; an Sitten und Gebräuche bei besonderen Anlässen: Verlobung, Polterabend, Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenfeiern. Auch Aberglaube und Sage seien nicht vergessen: Knüpfen sich Sagen oder sonstige Ueberlieferungen an bestimmte Dertlichkeiten? Oder an die Entstehung des Dorfes? Werden noch abergläubische Gebräuche beobachtet, z. B. beim Bau eines Hauses, bei der Trauung, bei Todesfällen usw.?

* * *

Im übrigen sei verwiesen auf den „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“*), der in den Kapiteln über „Dorfchroniken“ und „Dorf Museen“ eine ausführliche Angabe alles dessen enthält, was im Vortrage selbst oder bei einer Besprechung in das Bereich der Betrachtung gezogen werden könnte.

*) Berlin 1908, Deutsche Landbuchhandlung. Preis 5 Mark, geb. 6 Mark.

Gedruckt in der Buchdruckerei der „Deutschen Tageszeitung“, Druckerei
und Verlag Aktiengesellschaft, Berlin SW. 11, Dossauer Straße 6.

Ed. Liesegang o Düsseldorf

Gegründet 1854. Optisch-Mechanische
Werkstätten zur Herstellung von Pro-
jektionsapparaten. Fabrik: Volmers-
wertherstraße 21. :: Kataloge sowie
Kosten-Voranschläge für Projektions-
:: : Einrichtungen unberechnet. :: ::